

Sven Gldenpfennig

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Arbeitersports: Vermächtnis und Teilhaber an einer erstrebenswerten Zukunft des Sports¹

*1. Die Ausstellung „Der andere Fußball: 100 Jahre Arbeiterfußball“ –
Mehr als eine historische Reminiszenz?*

Arbeitersport? Das klingt wie eine Erzählung aus längst vergangenen Zeiten. Trost vielleicht nur für Nostalgiker, die mit dem allgemeinen Niedergang und den allfälligen Krisen der Gegenwart hadern und einer besseren Vergangenheit nachtrauern, zu der auch diese Facette der Sportgeschichte gehört hat? Nein, nichts davon! Deshalb sei mir gestattet, zuerst eine Zeit bei diesem Vermächtnis zu verweilen, bevor ich zum Ende hin dann mit einigen Strichen direkt auf das Thema eingehen werde, das mir gestellt worden ist, nämlich den Blick vor allem in die Zukunft zu richten..

Der Arbeitersport hat eine glorreiche Vergangenheit. Manches von ihm hat auch in der Gegenwart überlebt.² Aber dann doch: Hat er auch eine Zukunft? Selbstverständlich! Es lohnt sich, den Arbeitersport als einen der tragenden Pfeiler dieses Kulturbereiches durch ebendiese drei Grundphasen der Sport- wie jeder Geschichte zu verfolgen. Und die Stationen dieser Zeitreise wird man oft mit *Bewunderung*, bisweilen aber auch mit *Verwunderung* Revue passieren lassen.

Wie beschreiben die Veranstalter der Ausstellung ihre historischen Erfahrungen bzw. rückwirkenden Beobachtungen zu 100 Jahren Arbeiterfball und generell zum Arbeitersport in Linden sowie ihre Positionsbestimmung zu aktuellen Fragen des Sports? Hierzu einige Stichworte aus der Ausstellungankndigung.

¹ Erweiterte Fassung eines Vortrages im September 2022 im Rahmen einer Veranstaltungsreihe der Egon Kuhn Geschichtswerkstatt in Hannover-Linden

² In einer bereits dreißig Jahre zurückliegenden Studie bin ich dem unter Bezugnahme auf den damaligen Stand der geschichtswissenschaftlichen Diskussion detaillierter nachgegangen, was an dieser Stelle nicht im einzelnen rekapituliert werden muss. Siehe GÜLDENPFENNIG, Sven (1992): Der politische Diskurs des Sports. Zeitgeschichtliche Beobachtungen und theoretische Grundlagen. Aachen. Kap. 19 („Arbeitersport – Spurensuche in der politischen Kultur des deutschen Sports der Gegenwart“). In den einleitenden Bemerkungen zu dieser Studie heißt es: „Wenn man auf Spurensuche nach einer Mitprägung der aktuellen Sportwirklichkeit durch Ziele und Erfahrungen der Arbeitersportbewegung geht, so werden damit zwei Prämissen als gegeben vorausgesetzt:

Zum einen: Es habe historisch oder zeitgeschichtlich überhaupt ein begründet und hinreichend deutlich aus dem Gesamphnomen Sport heraushebbares, identifizierbares Segment Arbeitersport gegeben, das mehr als eine bloß gedankliche Konstruktion, mehr als eine Imagination, eine Vorstellung gewesen sei, sondern sich auch in einer einflussreichen empirischen Realität niedergeschlagen und ausgedrückt habe.

Zum anderen: Sowohl eine solche Imagination wie die korrespondierende Realität seien eine nicht nur historisch auffindbare, gleichsam archäologisch ausgrabbare Erscheinung, sondern bestimmten auch die aktuelle Vorstellungswelt und Lebenswirklichkeit des heutigen Sports noch immer mit.

Beide Prämissen sind nicht so selbstverständlich, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mögen, aber doch so hinreichend begründet, dass sie den nachstehenden Überlegungen zugrundegelegt werden können.“ (186)

Im weiteren wurde dort der Arbeitersport diagnostiziert unter den folgenden Stichworten: A. als komplexes begriffliches Konstrukt und Wegweiser für die Spurensuche; Zusammenhang und Eigenständigkeit der Aspekte von A.; besondere Bedeutsamkeit von zwei historischen Zäsuren; A. als abgrenzbares Handeln einer sozialen Gruppe?; A. als bewusst wahrgenommener Teil der Klassengesellschaft?; eigenständige institutionelle Organisation des A.?; A. als ein alternatives kulturelles Handlungsmuster?; A. als Subjekt gesellschaftspolitischen Handelns?; sowie A. als eine traditionsbegrndende Symbolfigur?

Den Anlass für die Ausstellung und die begleitenden Aktivitäten in diesem Jahr 2022 bieten einhundert Jahre 30. Juli 1932. Damals kamen 30.000 Arbeiter im Volkspark am Lindener Berg zusammen, um das Fußballspiel zwischen den ATSB-Kickern von Freier Turnerschaft Kleefeld und FSV Wacker, Darbietungen der Kunstradfahrer und Laufwettbewerbe zu verfolgen. Aber nicht nur das. Darüber hinaus verstand man die Sportveranstaltung als eine Demonstration gegen den heraufziehenden Faschismus, nicht zuletzt für die Bewahrung einer organisierten Arbeiter- und Sportkultur, die auch nach dem Ende der bismarckschen „Sozialistengesetze“ im Jahr 1890 und der Gründung des ATB 1893 gegen Widerstände des Bürgertums hatten ankämpfen müssen, um Wettkampfstätten nutzen und eigene sportliche Wettbewerbe austragen zu können. Dazu gehörten später Arbeiterolympiaden mit Tausenden von teilnehmenden Athlet*innen, die über das rein Sportliche hinaus auch Zeichen für den internationalen Frieden setzen wollten.

Weniger überzeugend, weil zu holzschnittartig fällt in jenen Reminiszenzen die Schwarz-Weiß-Zeichnung der nicht nur *institutionell-politischen*, sondern auch *inhaltlichen* Konfrontation zwischen bürgerlicher und proletarischer Auffassung und Praxis von Sport aus. Der bürgerliche Sport als Ganzes ging natürlich keineswegs auf in dem Zerrbild einer „The-winner-takes-it-All“-Ideologie, einer Heroisierung des Siegers einem entsprechenden Personenkult auf, gegen den der Arbeitersport sich verwahrte und immunisierte. Nachdem man in der Startphase der Arbeitersportbewegung gemeint hatte, nicht nur auch dieses kulturelle Feld den Arbeitern öffnen und sich dabei der alltäglichen Diskriminierung durch Schaffung eigener Organisationen entziehen zu müssen und dazu auch ein ganz eigenes Verständnis der Sportpraxis selbst entwerfen zu müssen, das im Sinne ihres allgemeinpolitischen Verständnisses auf Solidarität, Kollektivität und Verzicht auf Konkurrenz auch „auf’m Platz“ setzen wollte, hat sich im Laufe der Zeit das sportpraktische Handeln im engeren Sinne faktisch von beiden Seiten her unter den in einer wohlverstandenen Sportidee angelegten Handlungsimperativen sehr weitgehend angenähert. Die Geltung des Credos, dass „der Arbeiter sich selbst und nicht der Mitstreiter der härteste Gegner“ war oder zumindest sein sollte, galt dann – und gilt bis heute! – eben keineswegs nur für sporttreibende Arbeiter, sondern im *Ideal-* und nicht seltenen *Realfall* für *jedes* Sporttreiben, wenn man von Übertreibungen und regelrechten Sumpfb Blüten in einigen wenigen hyperkommerzialisierten Sportbereichen absieht. Sie scheinen sich zwar als Buhmann für eine rechtschaffene Sportkritik anzubieten. Aber sie sind zwar auffällig und schöpfen gleichsam den Rahm der öffentlichen Aufmerksamkeit ab, sind aber keineswegs typisch für die Gesamtlage.

Insofern ist es eine reichlich krasse Fehlzeichnung der Lage in der großen Mehrheit der olympischen Sportarten sowie des Sports in seiner gesamten Breite, wenn es in der Ankündigung, gleichsam im „Manifest“ der Lindener Sporttage 2022 heißt: „Das ‚Höher – Schneller – Reicher‘ des Profisports führte zum Ausverkauf des Olympischen Gedankens an Coca Cola und Nike. Spitzensportler fordern obszön hohe Gehälter. Autokraten und Ölscheichs kaufen sportliche Großwettbewerbe ein, um ihr Ansehen in der Welt zu verbessern.“ All das gibt es unbestreitbar und ist entsprechend kritikwürdig. Aber es beschreibt nicht einmal annähernd die *Gesamtlage* des olympischen Sports.

Was tatsächlich ein Alleinstellungsmerkmal des Arbeitersports ausmachte, war der Ansatz, dass das Ideal des Arbeitersportlers von den Athleten und seinerzeit noch wenigen Athletinnen über das Handeln auf dem Platz hinaus auch politisches Bewusstsein und möglichst Handeln im Sinne der allgemeinen Ziele der Arbeiterbewegung erwartete, also sich nicht mit einem „Nur-Sportlertum“ begnügen wollte. Sofern dies eine die Sportpraxis begleitende und nicht etwa im Zweifelsfall ersetzende Haltung meinte, die zudem nicht in das unmittelbare Sporthandeln auf dem Platz als Meinungskampf mit dem politischen Gegner aus dem rechten Lager hineingetragen wurde, war damit in der Tat ein beispielgebendes Merkmal des Arbeitersports markiert.

Daran, dass ein entsprechender Respekt vor der kulturellen Würde des Sports von der Gegenseite aus ebendiesem rechten Lager nicht zu erwarten war, sondern im Gegenteil mit Füßen getreten wurde, erinnert ebenfalls die historische Rückschau im hier zitierten Manifest: „Am Abend des 30. Juli 1932 fand die letzte große Veranstaltung des Arbeitersports im Lindener Volkspark statt. Noch mochten die wenigsten Zuschauer daran glauben, dass die braunen Horden tatsächlich die Macht erlangen würden. Doch ein halbes Jahr später ernannte Hindenburg Hitler zum Reichskanzler, und bereits am 1. April 1933 besetzten SA-Leute in ganz Hannover die Plätze der Arbeitersportler. Die Vereine lösten sich auf oder fusionierten mit bürgerlichen Clubs.“

Mit voller Berechtigung fragt das Manifest abschließend: „Ist es an der Zeit, sich auf alte Ideale aus dem Arbeitersport zurückzubedenken?“ Wie eine solche begründete Rückbesinnung als Basis für ein Weiterreichen der bestandsfesten Momente des historischen Arbeitersports an einen zukunftsfähigen Sport aussehen könnte, ist Gegenstand meiner weiteren Überlegungen.

2. Arbeitersport – ein abgeschlossenes historisches Kapitel

Beim Arbeitersport kann man durchaus von einem abgeschlossenen historischen Kapitel sprechen. Abgesehen von einzelnen versprengten Resten in der Vereins- und Verbändelandschaft gibt es ihn nicht mehr annähernd in der organisatorischen Kraft und Macht, die er vor der Zerschlagung durch den Faschismus verkörpert hat. Vor allem zwei Gründe sind dafür maßgebend:

Erstens haben sich die Gesellschaftsstrukturen und sozialen Milieus, die ihn einst geschaffen und getragen und ihm seine Berechtigung verliehen haben – übrigens nicht minder auch zahlreiche Gegenkräfte, gegen die er sich ursprünglich zu behaupten versuchte –, weithin aufgelöst. Von einst ziemlich eindeutigen Klassenhierarchien, Klassengrenzen und entsprechend scharfen Klassenkämpfen zwischen Proletariat und Bürgertum, die eine entsprechende organisatorische Abbildung auch im Feld des Sports nahegelegt haben, kann man heute kaum mehr sprechen.

Zweitens hat die Schaffung einer klassen-neutralen Einheitssportbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg als Folgerung sowohl aus der traumatischen zwischenzeitlichen Niederlage gegen die Gewalt des Faschismus wie auch aus der Einsicht in die sachliche Berechtigung eines parteipolitik-übergreifenden kulturellen Eigensinns des Sports einem eigenständig organisierten Arbeitersport den Boden entzogen. Bemerkenswert ist dabei nicht zuletzt, dass auch die Gewerkschaften als primärer Sachwalter von Arbeiter- oder genereller: Arbeitnehmer-Interessen in der Nachkriegszeit kaum ein eigenständiges sportpolitisches Engagement mehr entwickelt haben.³

Einleitend habe ich für die Rückschau auf diesen historischen Arbeitersport sowohl von gebührender *Bewunderung* als auch von ebenfalls angezeigter *Verwunderung* gesprochen. Beginnen wir mit einigen Beobachtungen zu dem Letzteren.

Bei der Schaffung eines eigenständig organisierten Arbeitersports hatten vor allem die Erfahrungen mit der alltäglichen *sozialen* und nicht zuletzt auch *sportlichen* Diskriminierung *als Arbeiter*, aber vor allem auch mit der *politischen* Unterdrückung durch die bismarckschen Sozialistengesetze Pate gestanden. Das war begründet und bleibt daher nachvollziehbar. Darüber hinaus jedoch nahmen die Träger und Mitglieder der Arbeitersportbewegung zunächst auch ihre Erfahrungen und Beurteilungen aus der Arbeitswelt *direkt*, also unzureichend reflektiert und modifiziert mit hinüber in ihr Verständnis, gleichsam in ihre programmatischen Vorstel-

³ Näheres siehe in GÜLDENPFENNIG (1992), a.a.O., Kap. 18 („Die gemeinsame Verantwortung von Sportorganisationen und Gewerkschaften. Zum Zusammenhang von Arbeit, Freizeit und Sport“); sowie in GÜLDENPFENNIG, Sven (2018): Im Fokus sportpolitischer Aufklärung: Spurensuche von 1968 bis 2018. Hildesheim. Kap. 3 („Die Haltung der Gewerkschaften gegenüber dem Sport“)

lungen von Sport, davon, wie ein proletarischer Sport sich auch inhaltlich von dem herrschenden Sport absetzen müsste, den man als bloßen Ausdruck bürgerlicher kultureller Hegemonie wahrnahm und, wie ich meine, missverstand und fehl- bzw. als vermeintliches politisches Faktum überinterpretierte.

Erfahrungen und Beurteilungen aus der Arbeitswelt? Gemeint waren damit insbesondere zwei Elemente der vom industriellen Kapitalismus geprägten Arbeitswelt, welche die Lebenswelt des Proletariats als so maßgeblich prägend wahrgenommen wurden, dass man auf sie auch in seinem sportlichen Handeln antworten zu müssen meinte.

Das *erste* Element war die *Konkurrenzstruktur* kapitalistischen Wirtschaftens, die man auch im deshalb als bürgerlich bewerteten Sport gespiegelt wähnte und deshalb mit dem Alternativmodell eines nicht wettbewerbsorientierten Sports beantworten zu müssen glaubte. Dieser Deutung lag ein zweifaches Missverständnis zugrunde: *Zum einen* ist es – *ökonomisch* gesehen – in Anbetracht der Bedeutung der marxischen Theorie für das Selbstverständnis der sozialistischen Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts – und dort liegt zeitlich ja der Quellgrund der Arbeitersportbewegung – wichtig, dass man weithin einer einseitigen (und damit Fehl-)Interpretation der marxischen Lehre aufgesessen ist, indem man die produktive Seite des marktlichen Wettbewerbs mit der potentiell destruktiven Seite der zur Monopolbildung tendierenden kapitalistischen Konkurrenz gleichgesetzt und mit ihr zusammen verworfen hat. *Zum anderen* ist es – *sportlich* gesehen – ein veritabler Kategorienfehler, wenn man die durch die kapitalistische Konkurrenzstruktur ausgelösten ökonomischen, sozialen und politischen Fehlentwicklungen in der Wettbewerbsstruktur des sportlichen Sinn- und Handlungsmusters gespiegelt zu erkennen meinte und deshalb für korrekturbedürftig hielt.

Bei diesem Analogieschluss wurde verkannt, dass ökonomischer und sportlicher Wettbewerb nur vordergründig ähnlich aussehen, tatsächlich jedoch tiefgreifende und für die Würdigung der kulturellen Bedeutung des Sports ausschlaggebende Unterschiede aufweisen. *Gemeinsam* ist ökonomischem und sportlichem Wettbewerb zwar, dass Unternehmen die Konkurrenz am Markt und die Sportparteien den konkurrenzfähigen Gegner auf dem Platz brauchen, um zu Höchstleistungen herausgefordert zu werden. Entscheidend aber ist vor allem, was sie *unterscheidet*: Während die kapitalistische Konkurrenz das Streben nach *Verdrängung* des gegnerischen Wettbewerbers vom Markt impliziert, wird im sportlichen Wettbewerb die Gegnerschaft der beteiligten Seiten überfangen von dem übergeordneten Streben nach der gemeinsamen Schaffung des von allen beteiligten Seiten zu verantwortenden Sportwerkes; dabei suchen die Gegner zwar in diesem individuellen Spiel den *Sieg* über den anderen, aber beide bleiben interessiert an der *Erhaltung* des Anderen als Gegner für beliebige weitere Spiele.⁴

Das *zweite* Element war – und zwar als Antwort auf die strukturelle Unterlegenheit des individuellen Arbeiters gegenüber dem Kapitalisten – die Schaffung eines Bewusstseins und entsprechender Organisationen zur Durchsetzung der erforderlichen *Solidarität* innerhalb des Proletariats gegenüber dem Kapital. Auch hier war es ursprünglich ein irreführender Analogieschluss, der dazu führte, dass man das in der Arbeitswelt erforderliche Primat der kollektiven Interessenvertretung vor individuellen Interessen einzelner Arbeiter einfach in die Welt des Sports übertrug und kollektiven Formen sportlicher oder sportähnlicher Betätigung den Vorrang vor dem individuelle Erfolgsstreben auf dem Platz zusprach.

Die hier angesprochenen Fehldeutungen müssen aus heutiger Sicht eher Verwunderung und Korrekturbedarf auslösen, nicht zuletzt deshalb, weil sie insbesondere in der „linken“ sportpolitischen Urteilsbildung bis heute wirksam geblieben sind. Zugleich ist daran zu erinnern, dass diese ursprünglich wirkmächtigen Deutungs- und Praxisansätze im weiteren Verlauf der Arbeitersportbewegung in den Anfangsjahrzehnten des 20. Jahrhunderts selbst als Irr-

⁴ Näheres dazu siehe in GÜLDENPFENNIG, Sven (2000): Sport: Kritik und Eigensinn. Der Sport der Gesellschaft. Sankt Augustin. Kap. 13 („Wettbewerb in Sport und Wirtschaft“)

tümer erkannt oder zumindest pragmatisch als Anpassung an die „Eigengesetzlichkeit“ von Sportidee und Sportpraxis weitgehend aufgegeben worden sind.

3. *Intermezzo 1: Begegnung am Ort des Terrors – Tull Harder und Rukeli Trollmann*

Wenn sich in diesen Tagen Linden als Erinnerungsort des Arbeitersports vorstellt, dann gehört zu dessen Geschichte eine Gestalt, deren wirkliche Prominenz in diametralem Gegensatz zu ihrer fast vollständigen Vergessenheit steht. Diese historische Person teilt das Schicksal zahlloser Menschen, die in die Fänge eines mörderischen Terrorregimes gefallen sind und neben ihrem grausamen physischen Tod auch noch die Auslöschung im öffentlichen Bewusstsein zu erleiden hatten, die sogenannte *damnatio memoriae*. Ich spreche von dem Spitzenboxer Rukeli Trollmann, der vor dem Eintritt in eine Profikarriere hier für den Verein BC Sparta Linden angetreten ist. Außer der Würdigung, die er nun in der hiesigen Ausstellung und Gedenkveranstaltung für den Arbeitersport erfährt, hat er eine deutliche Spur vor gut zehn Jahren in einer Parallel- oder Doppelbiographie hinterlassen, die der Autor Roger Repplinger der Zwangs-Begegnung zweier deutscher Sportgrößen in den 1930er Jahren gewidmet hat, einer Begegnung, welche den einen zum Täter und den anderen zu seinem Opfer gemacht hatte. Um Trollmann noch ein Stück weiter aus der unverdienten Vergessenheit zu befreien, sei an dieser Stelle noch etwas ausführlicher auf seine ihm gewaltsam aufgezwungene Begegnung mit besagtem Tull Harder eingegangen.

Die Nachkriegs-Verweigerung einer aufrichtigen öffentlichen Selbst-Aufarbeitung der persönlichen Vergangenheit in der NS-Zeit findet sich neben zahllosen anderen auch bei einer Reihe von deutschen Sportgrößen. Etwa bei *Gerhard Stöck*: Als Speerwurf-Olympiasieger von Berlin 1936, Leiter des Sportamts Hamburg und Chef de Mission deutscher Olympiamannschaften 1956 und 1960 hochgeehrt, war er bis zum Jahr 2006 Namensgeber des Sportpreises der Hansestadt, bis die Leugnung seiner SA-Vergangenheit zum – übrigens von den politisch Verantwortlichen der Stadt nie öffentlich begründeten – Entzug dieser Ehrung führte.⁵ Oder bei, ebenfalls in Hamburg, *Otto „Tull“ Harder*, einer Fußball-Ikone des HSV aus dessen Meistermannschaft und aus der deutschen Nationalmannschaft in deren frühen Jahren. In dieser Atmosphäre ungebrochener Anerkennung als „einer der ihren“ hat er sich in der zweiten Nachkriegszeit strikt geweigert, eine Schuldanerkenntnis für seine Vergangenheit als SA-Mann und KZ-Kommandant eines Außenlagers von Neuengamme zu leisten, die ihn durch einen NS-typischen Zufall eben auch mit dem Schicksal des als „Zigeuner“ im KZ ermordeten Boxers Johann Trollmann verbunden hatte.⁶

In einer Parallel-Biographie ist der Publizist Roger Repplinger diesem Doppelschicksal zweier Sportgrößen nachgegangen. Er kommt auf Harders Nachkriegsweg zu sprechen. Wegen seines Magenleidens aus dem Internierungslager Iserbrook entlassen, in dem er nach Kriegsende inhaftiert war, trat er 1946 in Hamburg als Zeuge im britischen Hauptprozess gegen die Leiter des KZ Neuengamme auf: „Der Prozess findet im Curiohaus statt, dem repräsentativen Gebäude an der Rothenbaumchaussee, gleich gegenüber dem Sportplatz. Im Curiohaus wurden die Meisterschaften gefeiert, die der HSV mit Harder im Stadion am Rothenbaum gewonnen hatte. Der HSV hat seinen ehemaligen Mittelstürmer inzwischen still und leise aus dem Verein ausgeschlossen. Die Führung des Clubs tut dies nicht so sehr aus innerer Überzeugung, sondern aus Opportunität. Die englischen Besatzer betrachten gerade die Sport-

⁵ Vgl. WIEGAND, Ralf (2011): Eine unmögliche Karriere. Warum nach dem Goldmedaillengewinner im Speerwurf von 1936, Gerhard Stöck, kein Ehrenpreis mehr benannt ist – und wie man als SA-Mann im Nachkriegsdeutschland nach oben kam. In: *Süddeutsche Zeitung (SZ)* vom 6.7.2011

⁶ Vgl. REPLLINGER, Roger (2008): *Leg dich, Zigeuner. Die Geschichte von Johann Trollmann und Tull Harder*. München. – Die Seitenangaben in diesem Abschnitt beziehen sich auf diesen Text.

vereine mit Argwohn, da kann es nützlich sein, sich von einem Spieler, der sich im Konzentrationslager Neuengamme als SS-Mann exponiert hatte, zu trennen.“ (297)

Überzeugt, dass er selbst nicht belangt werden konnte, weil er ja nichts Unrechtes getan, sondern nur als Soldat und auf Befehl gehandelt und damit seine Pflicht erfüllt hatte, war er überrascht gewesen, erneut verhaftet und 1947 vor Gericht gestellt zu werden. Ich zitiere Repplingen: „Der Fußball spielt bei Harders Verteidigung eine wichtige Rolle, und vermutlich hat diese Seite des Angeklagten die Richter beeindruckt. Der Fußball ist eine Welt, in der Menschen nicht verhungern, totgeschlagen oder mit Wasser aufgepumpt werden, bis sie sterben. Der Angeklagte Harder präsentiert sich vor Gericht so als eine Person, die mehr ist als ein SS-Mann, mehr als Nationalsozialist. Er hat eine Vergangenheit, in der er Fußballspieler war. Das ist etwas, was unabhängig vom Hakenkreuz existiert. Den Fußball gab es vor dem Nationalsozialismus, und er wird auch nach dessen Ende weiter bestehen.“ (313)

So richtig dies grundsätzlich ist, so wenig taugt es natürlich, um jemand von außersportlicher Schuld zu entlasten: „Man bleibt nicht ohne Schuld, wenn man ein Lager leitet, egal, wie man es anstellt.“ (313) Gerade diesen ausschlaggebenden Unterschied versuchte Harder vor sich selbst und vor Gericht zu überspielen, indem er sich auf genau jenen, Greueln ausschließenden „Sportler-Nimbus“ berief und das KZ-Geschehen entsprechend herunterspiele: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass auch nur ein Häftling gegen mich Schlechtes aussagen kann. Dass mal einige Reibereien und Kleinigkeiten vorgekommen sind, will ich nicht abstreiten, schließlich muss ja für Aufrechterhaltung der Sauberkeit, Ordnung und Disziplin in einem solchen Lager gesorgt werden. – Aber dies stets nur in menschlich anständigen Grenzen.“ (...) Die Verteidigungsstrategie des Harder-Anwalts Heynen beruht auf zwei Behauptungen: Erstens: Der Lagerkommandant Harder ist von seiner Persönlichkeit her ungeeignet zur Leitung eines KZ. (...) Zweitens: Harder ist selbst immer integer geblieben.“ (321-322) Dieses Plädoyer „hebt stark auf die sportliche Vergangenheit Harders ab und nimmt diese als Indiz dafür her, dass der Angeklagte die ihm zur Last gelegten Verbrechen gar nicht begangen haben kann: ‚Es ist‘, sagt Heynen, ‚mein Wunsch, mit meinem ganzen menschlichen und anwaltlichen Wissen einem Manne in einer Zeit seiner größten Not hilfreich zur Seite zu stehen, der mir persönlich stets ein guter Sportskamerad gewesen ist und mit dem ich mehr als 15 Jahre hindurch auf Hamburgs und Deutschlands Fußballfeldern gestanden habe, teils in einer Mannschaft mit ihm, teils als sein Gegner, wenn wir in unseren Vereinsmannschaften spielten.‘ Anwalt Heynen, dessen Aufgabe es nicht ist, die Wahrheit über Harder zu sagen, sondern ihn vor der Todesstrafe zu bewahren, formuliert ein Kontinuitätsargument: Der Harder auf dem Sportplatz ist der wahre Harder. So war er. So muss er auch im Lager gewesen sein. (...) Der Sportler bleibt übrig.“ (329-330)

Die Verteidigung von Tull Harder seit 1946 setzte mithin auf die Form einer gleichsam *umgekehrten Gleichschaltung*. Sie folgte einer scheinbar plausiblen Logik: Da der Sportler auch als SS-Mann und KZ-Kommandant Sportler bleibt, kann er die ihm zur Last gelegten Taten nicht begangen haben. Denn wer stets in erster Linie untadeliger Sportsmann gewesen ist, *kann* gar kein „guter“ KZ-Kommandant sein, wie Harder auch immer wieder durch seine mit dem KZ-System an sich unvereinbaren menschlichen Gesten gezeigt habe. Die „Gleichschaltung“ seines Handelns mit der Eigendynamik der Sportidee habe mithin auch in seinem außersportlichen Leben eine totale Gleichschaltung mit der NS-Idee und dem SS-Komment als ihrer Speerspitze verhindert. Das Gericht ersparte Tull Harder die Todesstrafe und verurteilt ihn zu 15 Jahren Freiheitsstrafe. „Otto Harder wird, nachdem sich Hamburger Sportfreunde vehement für ihn einsetzen, kurz vor Weihnachten 1951 freigelassen. Am Rothenbaum, wo er sich zu Spielen des HSV einfindet und vom Stadionsprecher begrüßt wird, beklatschen und jubeln ihn die Zuschauer.“ (355) Bei der Trauerfeier nach seinem Tod 1956 geben ihm Mitglieder der Meistermannschaft der Zwanzigerjahre das letzte Geleit. „Wir werden dich als einen der Großen in Ehren halten, die den Ruhm des HSV begründeten“, sagt

Heinz Mahlmann, Erster Vorsitzender des HSV. (...) Nachwuchsspieler der ersten Jugendmannschaft halten im Klubdress die Totenwache.“ (355-356)

Im Denken über Sport ist offenbar weiterhin kein Platz für das Neben- und Gegeneinander von zwei unterschiedlichen Sichten auf den Sport, zwischen denen eine scharfe Grenze verläuft, so dass sie sich nicht gegenseitig aufheben können, und die doch beide gleichgewichtig ernstgenommen werden müssen, wenn man das Sportgeschehen angemessen verstehen und beurteilen will. So kann – und muss! – man auch eine Sportgröße wie Tull Harder weder reduzieren auf die politische Persönlichkeit, die er ebenfalls war, noch seine politische Verantwortung aufwiegen und vergessen machen mit Verweis auf seine sportlichen Verdienste. Vielmehr erfordern *beide* Seiten *gleichzeitig* und doch *unabhängig* voneinander die Würdigung, die sie in Anbetracht der Tatsachen verdienen: In einer Person koexistierten ein großer Sportler und ein nicht kleiner Verbrecher.

Doch noch einmal zurück von Trollmanns kurzzeitigem Widerpart und Peiniger, hin zu dem Weg des Boxers selbst, den man als eine wahre Passionsgeschichte in Erinnerung behalten muss, gespeist aus grenzenlosem Hass, Niedertracht, ja auch aus als rassistische Überlegenheit getarntem Neid, mit dem schon immer Erfolgreiche, „die anders sind als wir“, insbesondere Juden und im Fall Trollmann eben auch „Zigeuner“, drangsaliert und verfolgt worden sind. Ohne jeden Respekt vor der Menschlichkeit gegenüber einem einzelnen Menschen und ohne auch nur einen Funken von Respekt vor der Sportidee als einem herausragenden, schützens- und bewahrenswerten Kulturgut.

Schon zehn Jahre vor Repplinger hatte sich der Schriftsteller Hans Firzlaff Verdienste quasi als Wiederentdecker des Boxers erworben und dabei einige bemerkenswerte Facetten von sportlicher und menschlicher Größe unter dem grausamen Diktat einer menschengemachten Tragödie zutage gefördert⁷: Trollmanns erfolgreicher Boxstil führte ihn bis in die nationale Spitze und zu Kämpfen um die Deutsche Meisterschaft. Dieser Stil trug bereits zu diesem boxhistorisch frühen Zeitpunkt ähnliche Züge wie derjenige, der später von Muhammad Ali zur Perfektion geführt wurde⁸. Unter dem unkultivierten Diktat nationalsozialistisch-pseudoästhetischer Maßstäbe mit unverkennbarem rassistischem Unterton wurde dieser faszinierend-freie Stil jedoch als „undeutsches Instinktboxen“ geschmäht und Trollmann etwa bei seinem Meisterschafts-Kampf gegen Gustav Eder seitens des Kampfgerichts unter Androhung des Entzugs der Boxlizenz ausdrücklich untersagt. Trollmann „konterte“ diese willkürliche und offen diskriminierende Sanktion, indem er im Ring jede boxerische Aktion einstellte, widerstandslos die Schläge seines Gegners hinnahm und – es war sein letzter Kampf – durch K.o. verlor.

Dies war die vielleicht größte denkbare Widerstandshaltung und -handlung, die ihm in seiner ausweglosen Lage möglich war: seine Überlegenheit dadurch zu beweisen, dass er sie in klarer Einsicht in ihre Aussichtslosigkeit *nicht* einsetzte. Das war seine ganz *eigene* und moralisch *unüberbietbare* Antwort auf jene Demütigung, die für einen Sportler entwürdigender war als alle erlittene Gewalt. Repplinger hat sie zum Titel seines Buches erhoben, nämlich die Aufforderung der primitiven Neider seines überragenden sportlichen Könnens: „Leg dich, Zigeuner!“ Sprich: Erdreiste dich nicht, Untermensch, den Herrenmenschen ihre Unterlegenheit zu beweisen – und verlier gefälligst deine Kämpfe aus besserer Einsicht in *unsere* überlegene Macht, die wir nicht durch sportliche Niederlagen beflecken lassen!

Im Zweiten Weltkrieg wurde der Boxer von der Wehrmacht eingezogen. An der Ostfront verwundet und zurück in der Heimat, wurde er als „Zigeuner“ im Juni 1942 verhaftet, ins KZ Neuengamme bei Hamburg gebracht und am 9. Februar 1943 für tot erklärt. Tatsächlich jedoch kam er unter anderem Namen ins Außenlager Wittenberge des KZ Neuengamme, wo er

⁷ Siehe FIRZLAFF, Hans (1998): Das Leben des Sinti-Boxers Rukelie Trollmann aus der hannoverschen Altstadt. Hannover: Satire-Verlag

⁸ Siehe REEMTSMA, Jan-Philipp (1995): Mehr als ein Champion. Über den Stil des Boxers Muhammad Ali. Stuttgart

immer wieder von SS-Leuten unter Bezugnahme auf seine Boxkarriere verprügelt wurde. 1943 trat ein Kapo gegen ihn zu einem „regelrechten“ Boxkampf in den Ring und wurde von seinem längst stark geschwächten Gegner niedergeschlagen. Aufgebracht über diese Demütigung durch einen „Untermenschen“, wurde er bei einem Arbeitseinsatz außerhalb des Lagers 1944 von dem Kapo mit einem Knüttel erschlagen – selbstverständlich ohne dass der dafür eine Bestrafung zu befürchten hatte.

Angeregt u.a. durch Firzlaffs Buch, erfuhr der Boxer Rukelie Trollmann eine späte und halbherzige Rehabilitierung, indem er 2003 durch den Bund Deutscher Berufsboxer in die Riege der Deutschen Meister aufgenommen wurde, indem in Hannover eine kleine Straße in Johann-Trollmann-Weg umbenannt und ein Stolperstein vor seinem ehemaligen Wohnhaus in Hannover (mit der Namensbezeichnung „Johann ‚Rukelie‘ Trollmann“) in den Boden eingelassen wurde. Im Jahr 2007 wurde ein Kurzfilm mit dem Titel *Rukelie* mit Stanislav Lisnic und Nora von Waldstätten in den Hauptrollen veröffentlicht. Diese bescheidenen Formen des ehrenden Gedenkens an einen der Großen des deutschen Boxsports haben jedoch nicht zu erreichen vermocht, dass Rukeli Trollmann im öffentlichen Bewusstsein einen ihm angemessenen Platz in einer Reihe *neben* Max Schmeling, Bubi Scholz, Henry Maske, Regina Halmich und Sven Ottke erreicht hätte. Aber sie leisten zumindest einen kleinen Beitrag zum heute in Deutschland – noch keineswegs weltweit – zum offiziell-öffentlichen Standard erhobenen Widerspruch gegen den historisch hergebrachten und noch immer virulenten *Antiziganismus*. Der 2. August, also der Tag, an dem im Jahr 1944 der verbrecherische NS-Staat das „Zigeuner-Lager“ in Auschwitz durch Ermordung aller dort noch verbliebenen Sinti und Roma „auflöste“, ist heute offizieller Europäischer Holocaust-Gedenktag.

4. Arbeitersport – Spurensuche in der politischen Kultur des deutschen Sports der Gegenwart

Den historischen Rückblicken habe ich in meinem Vortrag, der doch von der Zukunft handeln soll, bisher so viel Raum gegeben, weil die dort angetroffenen Denk- und Handlungsmuster auch gegenwärtig als Unterströmungen des sportpolitischen Diskurses noch immer erstaunlich wirkmächtig sind und deshalb bewusst gemacht und entweder im Sinne von kritischer Abgrenzung neutralisiert oder aber im Sinne von zustimmender Würdigung in Vorstellungen von einem wohlbegründeten künftigen Sport integriert werden sollten bzw. schon längst integriert worden sind.

Einleitend habe ich, noch einmal zur Erinnerung wiederholt, für die Rückschau auf diesen historischen Arbeitersport sowohl von gebührender *Bewunderung* als auch von ebenfalls angezeigter *Verwunderung* gesprochen. Begonnen habe ich im zweiten Abschnitt mit einigen Anmerkungen zum Stichwort Verwunderung. Festzuhalten sind freilich insbesondere auch solche Ansätze in der historischen Arbeitersportbewegung, die umgekehrt *Bewunderung* und Tradierung in die Zukunft hinein verdienen und die sie verdientermaßen auch längst gefunden haben.

Ungeachtet der Relativierung, der ich oben das Moment der *Solidarität* unterzogen habe, ist es natürlich *als Erstes* derjenige Ansatz innerhalb der Arbeitersportbewegung, dem herausragende und bleibende Bedeutung zukam und weiterhin zukommt. Bezog er sich ursprünglich auf den ökonomisch und politisch notwendigen Zusammenhalt innerhalb der Arbeiterklasse, wurde er im Laufe der Zeit und der sich abschwächenden Klassengrenzen allmählich ausgeweitet auf alle diejenigen, die im Bewusstsein der Arbeit an einer gemeinsamen Sache auch über politökonomische Grenzen hinweg nachgehen, nämlich dem Sport für gesellschaftlich benachteiligte Gruppen. In dieses Denken wurde zunehmend die ursprünglich weitgehend „übersehenen“ Frauen, ethnische Minderheiten – und zwar über die aus Schlesien für das Ruhrgebiet rekrutierten Polen hinaus, die sich bereits frühzeitig selbst organisiert hatten – und

schließlich sogar behinderte Menschen einbezogen. Diese Ausweitung hat wachsenden Niederschlag sowohl in programmatischen Erklärungen als auch in der Praxis von Vereinen und Verbänden der sich nun als Einheitssportbewegung verstehenden substaatlichen Sportorganisationen gefunden. Mehrere Jahrzehnte lang hat die historische Herkunft dieses Ansatzes aus der Arbeitersportbewegung ihren symbolischen Niederschlag gefunden in der Verleihung der Fritz-Wildung-Plakette durch den Deutschen Sportbund für besonderes soziales Engagement von Sportvereinen. Diese Ehrung ist im Zuge der öffentlichen Kritik an der politisch-historischen Rolle von Carl Diem als Namensgeber der parallel vergebenen Wissenschafts-Plakette zusammen auch mit der Ludwig-Wolker-Plakette für besondere ethische Verdienste ersatzlos abgeschafft worden, was eine weitere Schwächung der historischen Erinnerungskultur im deutschen Sport mit sich gebracht hat.

Das *zweite Moment*, das man als ein an die Einheitssportbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg weitergegebenes Erbe der historischen Arbeitersportbewegung verstehen kann, ist die vielgestaltige historische und je aktuelle Erfahrung von *Diskriminierung*, welche die Arbeiterschaft im Arbeits- und Gesellschaftsleben erfahren hat und erfährt, sowie der beharrliche Kampf, den die organisierte Arbeiterbewegung dagegen geführt hat. Natürlich ist das Proletariat in Gestalt ihrer empirischen einzelnen Menschen, wie die Geschichte gezeigt hat, seinerseits keineswegs gefeit gegen ressentimentgeladene, an die Adresse bestimmter sozialer Gruppen gerichtete Formen der Diskriminierung. Und etwa der Leninismus und Stalinismus haben solche Ressentiments zusammen mit ihrer pauschalen und rituell beschworenen Verklärung eines vorgeblich „heiligen Proletariats“ aus politischem Machtkalkül bewusst geschürt. Das ändert jedoch nichts daran, dass Antidiskriminierung ein erklärtes Ziel einer demokratisch orientierten Arbeiterbewegung ist. Und ebendieses Moment des proletarischen Kampfes gegen Diskriminierung korrespondiert mit einer der tragenden Grundlagen eines sinn gerechten Sporttreibens, nämlich mit der in der Olympischen Charta kodifizierten Regel, die, gegen weltweite entsprechende empirische Praktiken gerichtet, jegliche Diskriminierung aus außersportlichen – also aus Gründen der religiösen, ethnischen, weltanschaulich-politischen oder geschlechtlichen Orientierung – ausschließt. Zum sportlichen Wettkampf zuzulassen sind demnach alle, die nach ausschließlich sportlichen Kriterien qualifiziert sind. Diese beiden unterschiedlichen Formen von Diskriminierung liegen mit ihren sozioökonomischen bzw. sportlichen Angriffspunkten zwar auf disparaten kategorialen Ebenen und berühren sich folglich nur indirekt und partiell. Aber der Kampf gegen sie *verbindet* doch beide Anliegen in einer grundlegend ähnlichen Haltung und stärkt beide gegenseitig.

Das *dritte Moment* ist die hohe und von nicht Wenigen als vorrangig betrachtete Bedeutung, welche innerhalb des Gesamtsystems des Sports dem eingeräumt wird, was man als *Sport im weiten Sinne* bezeichnen kann. Er hat ganz eigene Formen entwickelt und lässt sich inzwischen insgesamt sehr deutlich von dem klassischen Sport im engen Sinne unterscheiden. Seinen programmatischen Niederschlag hat dieser Schwerpunkt in dem an der Integration breiter Schichten der Bevölkerung orientierten – freilich aufgrund seines nach individueller Verpflichtung klingenden Tenors nicht ganz unproblematischen – Motto „Sport für alle“ sowie in der seit den frühen 1960er Jahren vom Deutschen Sportbund betriebenen Initiative unter dem Namen „Zweiter Weg des Sports“ gefunden. Die beiden Zweige des Sports können heute, sofern sie nicht in Fragen der Verteilung stets knapper Finanzressourcen aneinandergesetzt, in einem Verhältnis der „friedlichen Koexistenz“ oft eher neben- als miteinander auskommen. Diese Haltung eines weitgehend freundlichen Nebeneinanders wurde nicht zuletzt dadurch erleichtert, dass die Arbeiterbewegung schon ziemlich frühzeitig ihre militante Ablehnung des Spitzen- und insbesondere des Profisports abgelegt hatte. Sie erfährt ihre grundsätzliche Rechtfertigung auch aus der nahezu kategorialen Unterscheidung, dass der Sport im engen Sinne maßgeblich der kulturellen, der Sport im weiten Sinne hingegen eher der sozialen Sphäre der Gesellschaft zuzurechnen ist.

Viertens hat sich ein weiteres Moment, welches man in seiner konstruktiv-demokratischen Variante primär dem Vermächtnis der Arbeitersportbewegung zuschreiben kann, inzwischen als geltender Standard im öffentlichen Sportdiskurs weitgehend durchgesetzt. Das ist die Auffassung, dass auch der Sport grundsätzlich in einer Verantwortung, ja Pflicht dafür steht, dass er *die politischen Voraussetzungen* jeden Handelns in diesem Feld zu reflektieren und von sich aus mit geeigneten praktisch-politischen Maßnahmen zu beantworten hat. Der Tatsache, dass die grundsätzliche Rechtfertigung einer solchen Haltung nicht zugleich einen Freibrief zur *Totalpolitisierung* jedes Handelns im Sport ausstellt, sondern am kulturellen Eigensinn des Sports orientierten Grenzen unterliegt, wird im abschließenden Abschnitt genauer nachzugehen sein. Schon hier jedoch ist kritisch festzuhalten, dass in der Vergangenheit bis hinein in die Gegenwart die irreführende Unterstellung, es gebe ein generell geltendes „Primat der Allgemeinpolitik“ und damit auch keinerlei Spielraum für einen „unpolitischen Sport“, von den Propagandisten aller möglichen politischen Couleur gleichsam in Haftung dafür genommen worden ist, den Sport willkürlich für beliebige allgemeinpolitische Ziele zu instrumentalisieren. Gleichsam das Qualitätssiegel des Mainstreams zumindest innerhalb des sozialdemokratisch orientierten Arbeitersports bestand seit jeher darin, dass man sich auch als Repräsentanten des Sports für politisch linke im Sinne von humane, das heißt soziale, rechtsstaatliche, demokratische und friedensbestimmte Ziele stark machte und sich damit ausdrücklich und nachdrücklich gegen rechtsradikale, oft inhumane bis faschistische politische Zielsetzungen positionierte und engagierte.

Fünftens schließlich darf natürlich nicht übersehen werden, dass ähnlich wie die Organisation CVJM Eichenkreuz und der Dachverband der DJK-Vereine aus der ehemaligen konfessionellen Sportbewegung auch eine Reihe von *Organisationsansätzen der früheren Arbeitersportbewegung* den Weg in die Gegenwart bewusst und ausdrücklich gesucht und gefunden hat. Hier ist unter anderem an den RKB Solidarität oder den Eisenbahner-Sportverband und ihre Vereine zu denken, aber nicht zuletzt auch an einzelne Vereine wie Ihr eigener hier in Linden, deren Mitglieder und Führungen sich bewusst in die hergebrachte Arbeitersport-Tradition stellen und dieses Erbe ausdrücklich hochhalten und pflegen.

5. Intermezzo 2: Uns Uwe

Es sind keineswegs „nur“ *programmatische und organisatorische Spuren*, welche die Arbeitersportbewegung in der Gegenwart und als anzustrebende Botschaft für die Zukunft hinterlassen hat. Es gibt auch einzelne *Personen*, die gleichsam wie eine Personifizierung der ursprünglichen ideellen und praktischen Haltung des Arbeitersports bis in die Gegenwart hingeragt haben. Ein Beispiel dafür hat der Fußballspieler *Uwe Seeler* gegeben und regelrecht vorgelebt, der vor einigen Wochen gestorben ist und die ihm gebührende öffentliche Würdigung erfahren hat. Ein paar Reminiszenzen, mit denen die aktuelle Presse und sogar die offizielle Politik diesen gleichsam proletarisch geprägten Lebensweg nachgezeichnet und kommentiert haben, seien hier festgehalten:

Der Ingolstädter *Donaukurier* erinnerte an den April 1961, in dem Seeler seinen ewigen Ruhm begründete und typisch hamburgisch zu „Uns Uwe“ wurde. Es war der Tag, an dem er ein Millionen-Angebot ausschlug, das ihn nach Mailand locken sollte: „Hamburg stand kopf, Deutschland feierte Seeler“, er war ab jetzt „nationales Eigentum“, unverkäuflich. „Mehr als ein Steak am Tag kann man nicht essen. Und wenn ich heute Bilanz ziehe, war diese Entscheidung goldrichtig“. Es gibt keine Geschichte, die Uwe Seeler besser beschreibt. Zwischen 1953 und 1972 verbreitete Seelers Name bei den gegnerischen Abwehrspielern Angst und Schrecken. Er war nicht elegant, aber er hatte unendliche Kraft. Seeler krepelte die Ärmel hoch, er arbeitete Fußball, er kämpfte, wühlte, biss, wollte. Er warf sich in den Dreck und verkörperte die Werte der jungen Bundesrepublik nach dem Krieg – Einsatz, Fleiß und ehrliche

Arbeit. ‚Warum hätte ich abheben sollen? Nur weil ich ein bisschen besser kicken konnte?‘, sagte Seeler, ‚so bin ich nicht erzogen worden.‘ Seelers Art war das direkte Ergebnis der Lehren seines Vaters Erwin. Der war Schutenführer im Hafen, ein Knochenjob, und predigte die Dreifaltigkeit im Hause Seeler: Bleib anständig, arbeite hart und respektiere deine Mitmenschen!⁹

Weitere Akzente setzte die *Süddeutsche Zeitung* durch einen Rückgriff auf den zwar vielbemühten, aber eigentlich im Sport deplatzierten „Helden“-Begriff sowie durch Querverweis auf das Weiterleben seiner Haltung im heutigen (damals noch offiziell verbotenen!) Frauenfußball: Die heutigen Fußballerinnen „werden von vielen gefeiert, weil sie sich spielerisch enorm entwickelt haben und dabei fair sind und nicht soaffektiert wie die Männer. Weil sie nicht dauernd am Boden liegen bleiben wie die Supermillionarios, deren ausgestellte Selbstliebe offenbar vielen im überfütterten Publikum auf den Nerv geht. Das Lob der Fußballerinnen wird gekleidet in Attribute, die auf den alten Seeler eher zugeschnitten sind als auf Pogba oder Ronaldo, die Posterjungs der Gegenwart.“ Und: „Wenn Seeler jetzt Volksheld genannt wird, klingt das einerseits ältlich, andererseits ist im Bereich des deutschen Sports kaum jemand so sehr Volksheld gewesen wie er. Der Volksheld ist einer, der den Leuten aus dem Volk ähnlich ist, aber auch immer ein bisschen anders, die Leute wollen doch zu ihm raufschauen“ – in den Worten seines ehemaligen Bürgermeisters und heutigen Bundeskanzlers Olaf Scholz: „So wie #UnsUwe möchten wir eigentlich alle sein: selbstbewusst und bescheiden.“¹⁰

In einer Gesellschaft, deren öffentliches Erscheinungsbild stark vom vordergründigen Hype über schillernde Prominente, Reiche und Schöne, Stars und Sternchen geprägt ist und die denen, „die im Schatten stehen“, nur wenig bis gar keinen Platz innerhalb der Aufmerksamkeitsökonomie zukommen lässt, werden aufrechte „einfache Menschen“ leicht übersehen oder allenfalls mitleidig-milde belächelt als irgendwie „aus der Zeit gefallen“. Ein Typ wie Uwe Seeler mit seinem demonstrativen Habitus eben des einfachen Mannes aus dem Volk hätte leicht in diese Schublade fallen können.

Dass – wie die fast nostalgisch anmutenden und trotzdem sichtlich ehrlich gemeinten Nachrufe auf sein Leben gezeigt haben – dies nicht eingetreten ist, liegt natürlich in erster Linie an den sportlichen Erfolgen, für die er stand. Aber es signalisiert gleichermaßen eine Art Sehnsucht nach der Gradlinigkeit, Schlichtheit und Aufrichtigkeit, ja nach der auch in einer Wohlstands- und Konsumgesellschaft keineswegs obsolet gewordenen Geltung einer Haltung und eines Ethos, wie sie der „Fußball-Arbeiter“ Uwe Seeler verkörpert hat. Einen ähnlichen Nachhall erfahren diese personalisierten Werte selbst im Milliarden-Kasino des nationalen und internationalen Profifußballs in den Forderungen nach „ehrlicher Arbeit auf dem Platz“, den die Fans etwa des FC Schalke 04 noch immer an ihre Pseudo-„Knappen“ oder des FC Liverpool an ihre „Reds“ richten.

Was sich hier ausdrückt, ist eine Art Hintergrundstrahlung aus Zeiten, in denen im Frühkapitalismus die marxsche These von der Verelendung des Proletariats Wirklichkeit geworden zu sein schien. Mit fortschreitender Industrialisierung ging zwar die extreme Armut der arbeitenden Menschen zurück, dafür aber setzte etwa durch die bismarckschen Sozialistengesetze eine politische Verfolgung der als staatsgefährdend verunglimpften Arbeiterbewegung ein, gegen die sich diese schließlich behauptete und zu einer mächtigen gesellschaftspolitischen Kraft entwickelte, die ihren sozialpolitischen Einfluss auch über ihre gleichsam klassenegoistischen Ziele hinaus ausdehnte. Was aus diesen historischen Erfahrungen trotz seither eingetretener grundlegender gesellschaftlicher Umwälzungen überlebt hat, sind das ursprüng-

⁹ SID (2022): „Uns Uwe“ ist nicht mehr unter uns. Große Trauer um Seeler: HSV-Ikone und Ehrenspielführer der Nationalmannschaft stirbt mit 85 Jahren. In: Donaukurier vom 22.7.2022

¹⁰ GERTZ, Holger (2022): So einfach kann leben sein. Auf Uwe Seeler als Held konnten sich immer alle einigen, weil er allen etwas zu geben hatte, denen ganz unten und denen ganz oben. Er war ein bescheidener Weltstar. In: SZ vom 23.7.2022

lich proletarische Bewusstsein und der Stolz, sich maßgeblich aus eigener Kraft, durch Solidarität unter Gleichgestellten, durch Selbstbescheidung auf beschränkte materielle Lebensgrundlagen und Selbstbehauptungswillen gegen sozialökonomische Marginalisierung und Diskriminierung behauptet zu haben.

Eben eine solche, noch auf den vor- oder subpolitischen Raum beschränkte Haltung haben die Menschen auf dem Feld des Sports offenbar in einer Gestalt wie dem selbst ebenfalls weitgehend unpolitisch auftretenden „Uns Uwe“ wiedererkannt und geschätzt und diese Wertschätzung des gleichsam in seiner Person verkörperten Arbeitersport-Erbes durch lebenslange Zuneigung bis hinein in die nun leider unabwendbar gewordenen Nachrufe zum Ausdruck gebracht. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass bei dieser Sympathiebekundung für einen sich demonstrativ als einfachen Mann inszenierenden prominenten Menschen nicht zuletzt als ein Reflex auf die „Unübersichtlichkeit“ durch wachsende Komplexität und rasanten Wandel der modernen Gesellschaft gelesen werden kann. Es ist diese „Uwe-Seeler-Mentalität“, auf die der Trainer Jürgen Klopp angespielt hat, als er sich in Liverpool mit dem Satz vorstellte „I’m the normal one“ – und sich damit von den absurden (vorerst nur maskulinen!) Narzissen und Selbstinszenierungs-Orgien distanzierte, die sich in seiner Branche des Unterhaltungsgewerbes breitgemacht haben. Diese von ihm sichtbar an den Tag gelegte Haltung brachte Klopp bei seinem Einstieg in Liverpool fachliche Anerkennung und emotionale Zuneigung ein wie Uwe Seeler bei seinem ultimativen Abschied: Normalität als quasi-proletarisches Gütesiegel.

Und diese Mentalität steht auch im Hintergrund, wenn über die Haltung und Leistung „ihrer“ Spieler enttäuschte Fans ihre ultimative Forderung in den Platz hineinrufen: „Wir wollen euch arbeiten sehen!“ Gleichsam unterhalb des generellen Klassenkonflikts zwischen Kapital und Arbeit und der oft fragwürdigen kapitalistischen Verwertungsbedingungen zieht die Arbeiterschaft ihr ganz eigenes Selbstwertgefühl aus dem Bewusstsein und dem Anspruch, Garant dessen zu sein, was dann auf dem Markt als konkurrenzfähige „deutsche Wertarbeit“ erworben werden kann.

Genau hier berühren sich schließlich diese Struktur von *ökonomischer Arbeitsmoral* als Quelle eines begründeten Arbeiterstolzes und der *kulturelle Eigensinn des Sports*, der maßgeblich durch das Gebot sportlicher Fairness konstituiert wird, ehrlich, also mit dem Einsatz aller verfügbaren regelgerechten Mittel um den Sieg zu kämpfen.

6. Arbeitersport – Vermächtnis für die Zukunft des Sports? Elf Thesen

In diesem abschließenden Abschnitt werde ich nun endlich direkt zu dem mir gestellten Thema kommen: einige Grundlinien aufzuzeigen für eine mögliche oder erstrebenswerte Zukunft des Sports. Dabei werden – ich möchte sagen: selbstverständlich, denn dieses Erbe lebt ja weiter – einige Facetten erneut zur Sprache kommen, denen wir schon beim Rückblick auf den Arbeitersport begegnet sind. Denn dessen Geschichte und Gegenwart haben, wie angedeutet, Haltungen und Praxisansätze hinterlassen, auf die auch in Zukunft nicht verzichtet werden sollte.

Was ich hier in zehn Thesen vortrage, ist meine persönliche Sicht. Sie erfährt in der veröffentlichten Meinung ebenso wie in der Sportwissenschaft nur sehr eng begrenzte Zustimmung. Wenn Sie so wollen, ist es ein Credo, welches eine nicht einmal sehr wahrscheinliche, aber immerhin mögliche und, wie ich meine, wünschenswerte künftige Entwicklung des Sports skizziert. Ich vertrete es mit Überzeugung und Nachdruck, weil es auf einer intimen und erfahrungsgesättigten Kenntnis der wichtigsten Facetten des Sportsystems beruht, weil es zudem wissenschaftlich fundiert ist und weil denkbare und sogar längst in der praktischen „Erprobung“ befindliche Alternativen dem Kulturgut Sport kaum eine sinngerechte und nachhaltige Zukunft zu verheißen scheinen. Was ich hier vortrage, ist freilich der Entwurf für ei-

nen Anspruch, dem von der großen Mehrheit der für die politische Praxis im Sport Verantwortlichen nicht viel Bedeutung beigemessen wird.

(1) *Die zwei ungleichen Kinder der Sportidee:* Den *einen* Sport gibt es längst in *zwei* disparaten Grundformen, die – entgegen des hergebrachten Bildes, er bilde *eine* sich kontinuierlich von unten nach oben aufbauende Pyramide – sich immer weiter voneinander entfernen, indem sie ganz eigene Zielsetzungen verkörpern. Die eine Form ist der klassische Sport, der trotz aller Vielfalt von unterschiedlichsten Sportarten im Kern eine alle verbindende Grundstruktur bewahrt hat: der Sport im *engen* Sinne. Die andere Form ist ein Sammelbecken von sportverwandten oder ihm nur noch sehr entfernt ähnlichen Arten (manchmal nicht einmal mehr) körperbetonter Betätigung: der Sport im *weiten* Sinne.

Der Erstere ist eine der Künste, insofern er wie die Werke der anderen Künste selbstzweckhaft ist, somit primär keinem anderen, also außerästhetischen Zweck außer dem eigenen Zustandekommen als Sportwerk dient und dabei den menschlichen Körper als Instrument zur Leistungserbringung im sportlichen Wettbewerb einsetzt. Er gehört damit der *Kultursphäre* an.

Die Betätigungen im Feld des *Letzteren* haben ihre Inspiration und Handlungsimpulse oft aus dem Feld des Ersteren erhalten, sich aber von dessen Regelwerk, oft extensiven Leistungsansprüchen und von dessen immanenter Professionalisierungstendenz emanzipiert. Sie stellen sich oft in den Dienst außersportlicher Zwecke wie alltagstaugliche Fitness, Gesundheit, ästhetisches äußeres Erscheinungsbild, außeralltägliche und naturnahe Erlebnisse, Spaß, Geselligkeit und Entspannung vom Alltagsstress usf. Dabei dient der Körper nicht als Instrument, sondern als Ziel der sportlichen Betätigung. Dieses Feld des Sports gehört der *Sozialsphäre* an.

(2) *Anspruch auf Erhaltung und gleichrangige Förderung:* Zwischen den beiden Grundformen bestehen weder eine Bedeutungshierarchie noch sonstige Abhängigkeiten. Sie weisen zwar eine breite Übergangszone miteinander auf, die nicht eindeutig der einen oder anderen Seite zuzuordnen sind, und sie können aus pragmatischen Gründen zwar in denselben Organisationsstrukturen wie insbesondere Vereinen und Verbänden betrieben, verantwortet und finanziert werden. Aber sie sind doch gegeneinander so eigenständig, dass sie je eigene Förderungsansprüche geltend machen können, die gesellschaftlich und politisch ganz unterschiedlich zu begründen sind und deshalb nicht gegeneinander aufgerechnet werden sollten. Aufgrund ihrer zwar sehr unterschiedlichen, aber gleichermaßen gerechtfertigten Zielsetzungen erscheint es sinnvoll und erstrebenswert, sowohl die Eigenständigkeit ihrer jeweiligen Entwicklung weiter zu fördern, aber zugleich auch beiden Feldern gleiche öffentliche Beachtung und Förderung zukommen zu lassen. Mit historischem Rückblick auf das Erbe des Arbeitersports heißt das zweierlei.

Zum einen sollte dessen ursprüngliche Aversion gegen die vermeintliche Übertragung des kapitalistischen Konkurrenzprinzips auf das Wettkampfprinzip im Sport ausdrücklich als ein Irrtum, als eine Verwechslung – wissenschaftlich würde man von einem Kategorienfehler sprechen – anerkannt werden und keine Fortsetzung mehr finden, weil sie den kulturellen Eigensinn des Sports im engen Sinne fundamental verkannt hat. Dieses Plädoyer ist natürlich nicht gleichbedeutend damit, die Sumpfblüten absurder Exzesse wildgewordener Märkte in manchen Bereichen des globalen Profisports kritik- und korrekturlos einfach gewähren zu lassen.

Zum anderen muss den vor allem in den vielfältigen Formen des Sports im weiten Sinne umsetzbaren sozialen Ansprüchen des Arbeitersports ungeachtet ihres weitaus geringeren Potentials für das öffentlich Spektakuläre weiterhin gleichrangige Bedeutung und Aufmerksamkeit gewidmet werden. Dies gilt insbesondere in besonders herausfordernden Zeiten wie durch die aktuellen Klima-, Pandemie- und Inflationskrisen der 2020er Jahre, in denen zusammen mit vielen anderen sozialen Errungenschaften auch die quasi-sportlichen Betätigungs-

möglichkeiten von Kindern, Jugendlichen, Alten und sozial Benachteiligten zur Disposition gestellt und „kaputtgespart“ zu werden drohen.

(3) *Sport als Teil der kulturellen bzw. der sozialen Sphäre*: Seit jeher verbinden sich mit dem Sport vielfältige Erwartungen auf über sein bloßes Stattfinden hinausreichende gesamtgesellschaftliche „Funktionen“ und Wirkungen. Soweit sie sich auf den Sport im *weiten* Sinne beziehen, sind sie oft begründet und in der Praxis tatsächlich bewährt, was etwa seine gesundheitlichen, sozialpädagogischen und gemeinschaftsbildenden Möglichkeiten betrifft. Hierfür die erforderlichen materiellen und infrastrukturellen Voraussetzungen zu erhalten, weiter auszubauen und stärkere motivationale Anreizstrukturen insbesondere für bisher abseits stehende soziale Schichten und Gruppen zu schaffen, bleibt auch in Zukunft eine wichtige Aufgabe.

Anders ist die Lage dort, wo es primär bis ausschließlich um den Sport im *engen* Sinne geht. Sein Eigensinn als Teilhaber der *kulturellen* Sphäre ist so grundlegend anders strukturiert als seine korrespondierenden Erscheinungsformen beim Sport im *weiten* Sinne, bei denen als Teilhabern der *allgemeinen sozialen* Sphäre auch allgemeine Verhaltensnormen gelten, dass es angebracht ist, ihn mit anderen, nämlich mit eigenen Maßstäben zu messen. Denn hier – selbstverständlich nur innerhalb des räumlich und zeitlich klar gegen seine Umwelt abgegrenzten, unter ein kodifiziertes Regelwerk und unter die Aufsicht eines Schiedsgerichts gestellten Sportwettkampfes – gelten Verhaltensstandards des Leistungsvergleichs und des dabei zulässigen Mitteleinsatzes, die außerhalb im allgemeingesellschaftlichen Raum zu Recht ausgesprochen anstößig wären. Er bildet folglich eine Art von „Un-Ding“: Er ist ungesund, unsozial, unfriedlich (innerhalb der Grenzen der Gewaltfreiheit), unehrlich, unmoralisch, unsolidarisch, undemokratisch und unökonomisch.

Ebendas jedoch ist, weil es für alle Beteiligten gilt, die sich durch Eintritt in diese Sphäre auf die legitime Geltung dieser „Undinge“ verständigt haben, fair und insofern sportlich und sollte auch innerhalb einer im *allgemeingesellschaftlichen* Raum – hoffentlich – in allen eben genannten Hinsichten ganz anders orientierten Gesellschaft im *partikularen* Raum des sportlichen Wettkampfs auch in Zukunft nicht infragegestellt werden. Vorrangig für den Sinn- und Handlungsraum des Sports im *engen* Sinne gelten auch die in den folgenden Punkten 4-10 angesprochenen Aspekte.

(4) *Allgemeinpolitische Korrektheit als Voraussetzung für das Handeln im Sport?*: Die Medien insbesondere westlicher Staaten, deren Anspruch auf kritische Beurteilung der von ihnen beobachteten gesellschaftlichen Prozesse eine grundlegende Errungenschaft ist, haben seit einiger Zeit *korruptive Strukturen* insbesondere in internationalen Sportorganisationen sowie deren Bereitschaft zur *Zusammenarbeit mit undemokratisch regierten und die Menschenrechte verletzenden Staaten* zum Hauptproblem der Sportpolitik erhoben und damit dem professionellen Spitzensport und seinen Ereignissen weithin die Legitimation, ja die Daseinsberechtigung abgesprochen. Mit der öffentlichen Resonanz, die sie damit erzielen, haben sie der gesellschaftlichen Stellung des Sports einen Bärendienst erwiesen: Denn Kritik an Missständen ist selbstverständlich wünschenswert, durch deren selektive Überdramatisierung jedoch ist eine problematische Schieflage des sportpolitischen Diskurses entstanden. Sie suggeriert ein *generelles* Primat der Allgemeinpolitik, während hier nur ein *partikulares* Primat der Sportpolitik legitime Geltung beanspruchen kann.

Das heißt: Allgemeinpolitische Korrektheit des Handelns im Sport kann nicht die maßgebliche und unabweisbare erste Voraussetzung dafür sein, überhaupt „den Sportplatz betreten“ zu dürfen. Denn damit würde völlig verkannt, dass, würde dieser Grundsatz tatsächlich unbestreitbare Geltung beanspruchen können, das Ende jeden internationalen, ja weltweiten Sportverkehrs, der den Namen verdient, besiegelt. Politische Missstände wenn auch äußerst unterschiedlichen Grades sind *überall* zu beklagen, und deren Behebung erfordert zusammen mit entsprechendem politischem Willen und mit hinreichenden Machtpotentialen der auf Veränderung drängenden Kräfte vor allem auch Zeit, die ein selbst machtarmer Kulturakteur wie der Sport nicht einräumen kann, wenn er seine auf regelmäßiges Stattfinden angewiesenen Er-

eignisse gewährleisten will. Anstelle einer solchen allgemeinpolitisch wichtigen, aber sportpolitisch illusionären Prioritätensetzung liegen die maßgeblichen Herausforderungen für eine sportsinn-gerechte und dadurch begründete Sportpolitik nicht in den allgemeinpolitischen Außenbeziehungen des Sports, sondern auf den Feldern der internen Verletzung sportlich existentieller Regelwerke durch Doping, der Wettmanipulation, der Diskriminierung bestimmter sozialer Gruppen beim Zugang zum Sport sowie des Missbrauchs des Sports durch Instrumentalisierung für illegitime außersportliche Interessen.

(5) *Primat der Sportidee schlägt Primat der Allgemeinpolitik*: Eine begründete internationale Sportpolitik sollte folglich ihr Hauptaugenmerk nicht auf das illusionäre Ziel richten, als ein Hauptakteur im Great Game der Weltmächte mitzuspielen, sondern auf wesentlich bescheidenere Ziele: So wie in vergleichbaren anderen Kulturfeldern kommt es hier darauf an, dem Kulturgut Sport durch eine kluge, und das heißt primär auf dieses partikulare Ziel fokussierte Politik die erforderlichen Spiel- und Entfaltungsräume zu schaffen. Die für die Implementierung einer solchen Politik verantwortlichen internationalen Sportorganisationen sind zusammengesetzt aus Repräsentanten unterschiedlichster nationaler und allgemeinpolitischer Provenienz und sind deshalb, ähnlich wie auf der allgemeinpolitischen Ebene selbst die Vereinten Nationen, darauf verwiesen, im Interesse der Durchsetzung bestimmter einzelner politischer Projekte den kleinsten gemeinsamen Nenner und entsprechende Kompromisse zu suchen unter Ausblendung und Neutralisierung sonstiger politischer Meinungsverschiedenheiten.

Mit den Worten „Sie möchten nicht wissen, wie vielen Teufeln ich die Hand gegeben habe“, hat der ehemalige UN-Generalsekretär Kofi Annan das unausweichliche Dilemma seiner Tätigkeit umschrieben. Welche guten Gründe sollten wohl dafür sprechen, eine primär und unter stets riskanten Bedingungen um das regelmäßige weltweite Stattfinden ihrer Ereignisse bemühte Kulturorganisation wie den Sport unter *höhere* politisch-moralische Maßstäbe zu stellen als die internationale staatliche Diplomatie? Mangels eines Mandats und genuiner Machtressourcen sowie aufgrund der in der Sportidee angelegten Handlungsimperative gilt in der begrenzten Sphäre des Sports kein *Primat der Allgemeinpolitik*, sondern ein *Primat der Sportidee*.

(6) *Wie der Sport politisch wird*: Ja, natürlich: Selbst ein im rein praktischen Ablauf der Geschehnisse auf dem Platz gänzlich unpolitisches Feld wie der Sport ist trotzdem „politisch“. Auch diese Einsicht verdankt sich dem Erbe der Arbeiterbewegung. Doch sie einfach in der Attitüde der Volksaufklärung gebetsmühlenartig zu wiederholen, verleiht dem sportpolitischen Diskurs keinerlei Urteilskraft. Denn Sport ist eben auch nicht undifferenziert einfach „politisch“. Entscheidend ist nicht *dass*, sondern vielmehr *wie* er politisch werden kann. Nämlich auf zwei diametral entgegengesetzte Weisen: entweder *passiv* im ureigenen Sinne des Wortes als Opfer von sportsinn-widrigen Übergriffen und Vereinnahmungen für Interessen innersportlicher Mächte, gegen die sein Eigensinn verteidigt werden muss; oder *eigenaktiv* als Einsatz politischer Mittel zur Förderung der sportsinn-gerechten autonomen Interessen und Ziele des Kulturguts Sport, für die er selbst verantwortlich ist.

Wirft man die beiden Varianten undifferenziert in einen Topf mit der Aufschrift „alles irgendwie politisch“, stiftet man heillose Verwirrung im sportpolitischen Diskurs und im praktischen sportpolitischen Handeln. Die negativen Folgen von beidem sind seit langem unübersehbar. Kluge Sportpolitik hingegen läuft, abgesehen von Extremfällen der Verletzung allgemeiner politisch-moralischer Grundsätze, folglich eher darauf hinaus, die Ereignisse des Sports aus außersportlich-politischen Konflikten so weit wie möglich herauszuhalten, statt sie unter eine diffuse Pflicht zur Parteinahme in solchen Konflikten zu zwingen, zu der den sportpolitischen Institutionen sowohl ein legitimes Mandat wie die entsprechenden Machtressourcen fehlen.

(7) *Plädoyer für allgemeinpolitische Zurückhaltung*: Diese durch den Anspruch auf globale Präsenz des Kulturguts Sport sachlich gebotene Selbstbeschränkung einer begründeten und

allein dadurch nachhaltig wirksamen (bzw. überhaupt möglichen) Sportpolitik führt dazu, dass die Ausrichtung internationaler Großereignisse des Sports wie Weltmeisterschaften und Olympische Spiele auch immer wieder Staaten übertragen wird, die zwar Mitglieder der Vereinten Nationen sind, aber wegen ihrer fragwürdigen Menschenrechts-Lage zu Recht umstritten sind und in der internationalen Kritik stehen.

Bemühungen wie die von Amnesty International, von Transparency International oder der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) der Vereinten Nationen, in den Ausrichterländern von sportlichen Großereignissen allgemeine Menschen- bzw. Arbeitsrechts-Standards durchzusetzen, sind folglich *allgemeinpolitisch* ehren- und begrüßenswert, weil sie gegen die Behauptung primär an der Erhaltung ihrer illegitimen Macht interessierter nationalistischer Ideologen, es gelte historisch gewachsene und legitimierte „asiatische“, „russische“, „christliche“, „islamische“ oder andere *partikulare* Werte gegen Vorherrschaftsansprüche einer globalistischen (oder gar jüdischen!) Weltverschwörung zu verteidigen, auf der uneingeschränkten *universellen* Geltung der in der UN-Charta kodifizierten Menschenrechte beharren.

Gleichwohl werden solche Bemühungen dann *sportpolitisch* heikel, wenn ihre Forderungen sich über den direkten Umkreis des Sportereignisses hinaus in die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse im Ausrichterland zu erstrecken und wenn sie darüber hinaus den *Erfolg* ihrer Bemühungen zur unbedingten Voraussetzung dafür zu erheben versuchen, dass die von den internationalen Sportorganisationen an solche menschenrechtlich bedenklichen Länder als Ausrichter vergebenen Sportereignisse überhaupt stattfinden dürfen. Denn die Agenden allgemeinpolitischer bzw. sportpolitischer Ziele folgen ganz unterschiedlichen, nämlich lang- bzw. kurzfristigen Zeitrhythmen: Allgemeinpolitische Reformen setzen sich erst dann durch, wenn ein hinreichender politischer Wille von Reformkräften sich gegen oft zähe Widerstände durchzusetzen vermag. Sportpolitische Entscheidungen jedoch sind primär daran zu messen, dass sie die Durchführung auf dem Zeitplan der Sportwelt anstehender Ereignisse hic et nunc gewährleisten.

(8) *Verkehrung der Hierarchie zwischen Koch und Kellner*: Die sub- oder außerstaatlichen sportpolitischen Institutionen wären auf der Grundlage dieser Einschätzungen gut beraten, eine solche politische Selbstbeschränkung und die dafür verantwortlichen Gründe ausdrücklich und offensiv öffentlich zu vertreten und dadurch ihren Anspruch auf kulturpolitische Autonomie gegenüber jeder Form von allgemeinpolitischer Vereinnahmung durch oft fragwürdige Interessen außersportlicher Mächte zu unterstreichen und zu untermauern. Nur so auch können sie wirksam einer inzwischen allgegenwärtigen und öffentlichkeitswirksamen Polemik entgegentreten, sie betrieben und unterstützten durch die auf das weltweit wandernde Stattfinden internationaler Sportereignisse gerichtete Zusammenarbeit auch mit allgemeinpolitisch umstrittenen Staaten deren fragwürdige Politik und machten sich einer Kollaboration mit Unrechtsregimen schuldig.

Wichtig für eine solche im Interesse des Kulturguts Sport erforderliche Abwehr entsprechender Urteile ist freilich die bisher oft unzureichend deutliche und nachdrückliche Betonung, dass Olympische Spiele und Weltmeisterschaften in erster Linie Ereignisse der veranstaltenden *Sportbewegung*, nicht jedoch Ereignisse zur werbenden Selbstdarstellung der ausrichtenden *Stadt* und ihres *Staates* sind. Sotschi 2014 war folglich nicht „Putins Spiele“, Peking 2022 nicht „Xis Spiele“ ebensowenig wie Berlin 1936 „Hitlers Spiele“. Sie waren voelmehr, so wie München 1972, Lillehammer 1994, Sydney 2000 und London 2012, die Spiele der Olympischen Bewegung.

Erst die jeweilige, obwohl in kritischer Absicht erfolgte mediale Fixierung auf die illegitimen Versuche von Diktatoren, mittels ihres Ausrichtungsrechts die Spiele zu kapern und für ihre Machtinteressen zu instrumentalisieren, hat einen erheblichen Beitrag zu deren „Erfolg“ bei der politischen Enteignung der Spiele geleistet, die in Wirklichkeit ausschließlich „Eigentum“ der Sportbewegung sind und deshalb stets primär als solche dargestellt werden müssten. In dieser Weise verfahren Medien oder politische Kräfte betreiben damit ungewollt das Ge-

schäft illegitimer politischer Regime, deren Interesse darauf gerichtet ist, das objektiv eindeutige hierarchische Gefälle zwischen den internationalen Sportorganismen als Veranstaltern und den Staaten als Ausrichtern umzukehren und sich selbst die Hauptrolle zu schleichen. Der Volksmund würde zu diesem Taschenspielertrick sagen: Der Kellner erhebt sich selbst zum Koch.

(9) *Der exemplarische Fall Qatar*: Die oben zurückgewiesenen vorschnellen Stigmatisierungen von Sportereignissen durch ihre polemische Identifizierung mit politisch negativen Kehrseiten ihres Stattfindens behindern eine aufgeklärte Urteilsbildung darüber, wie eine an der Sache des Kulturguts orientierte Sportpolitik nicht nur empirisch funktioniert, sondern grundsätzlich funktionieren muss. Die seit der Vergabe-Entscheidung andauernde Auseinandersetzung um den Kleinstaat *Qatar* als Ausrichter des Endrunden-Turniers der Fußball-WM 2022 gibt hierfür eine exemplarische Fallstudie ab. Seit dem ersten Aufschrei, der sich in erster Linie auf die vermeintliche Usurpation „unseres“ Fußballs durch einen (nicht einmal) Fußball-Zwerg bezog und anschließend auf die dort herrschenden autokratischen und menschenrechtswidrigen innenpolitischen Verhältnisse ausweitete, – seit dieser ersten spontanen Empörung-Aufwallung also wird das Etikett „Qatar“ nur noch als feststehendes Stereotyp für alles Verwerfliche im Weltfußball beschworen, womit jeglicher differenzierten Analyse der Boden entzogen, ja die Berechtigung bestritten wird.

Dieses Muster von Stigmatisierung und Emotionalisierung anstelle von nüchtern-sachlicher Diagnose und abwägender Urteilsbildung durchzieht den gesamten öffentlichen sportpolitischen Diskurs und behindert durch Ziele wie Langfristigkeit und Nachhaltigkeit gerechtfertigte sportpolitische Entscheidungen. Details darüber, mit welcher Argumentation eine angemessenere Annäherung an den „Fall“ Qatar unternommen werden sollte, würden an dieser Stelle zu weit führen, können aber selbstverständlich in der folgenden Diskussion nachgereicht werden.¹¹

(10) *Der Sport als Friedensmacht?*: Der Kampf für Frieden und politische, also gewaltfreie Konfliktbewältigung¹² war immer ein vorrangiges Ziel der Arbeiterbewegung – sieht man ab vom „Unfall“ der SPD 1914 bei der Bewilligung der Kriegskredite, zu der sie sich aus Furcht vor der mobilisierten Militärmaschinerie der russischen Autokratie umstimmen ließ. Diese Haltung scheint direkt zu korrespondieren und zu harmonieren mit einem Mantra der Sportpolitik, welches zurückgehend bis auf Pierre de Coubertin (und sogar auf die griechische Antike) insbesondere die Olympische Bewegung zu einer Friedensmacht erheben möchte. Gleichwohl kann es aufgrund der begrenzten Machtressourcen des Sports kein begründetes Ziel der Sportpolitik sein, im Alleingang und auf eigene Faust allgemeinpolitische Friedensziele anstreben zu wollen, wie es im Februar 2022 von einem Chor lautstarker Stimmen spontan aufwallender Empörung über den völkerrechtlich, politisch-moralisch, ökonomisch und nicht zuletzt ökologisch verheerenden, gänzlich unprovokierten militärischen Überfall von Putins Russland auf die Ukraine gefordert wurde.¹³

Die empirische historische Wirklichkeit jedoch zeigt ein grundlegend anderes Bild: Olympia und der Sport *bringen* in erster Linie nicht, sondern sie *brauchen* Frieden in den intra- und internationalen Beziehungen, damit sie überhaupt die notwendigen Räume und Sicherheiten

¹¹ Weiterführendes siehe in GÜLDENPFENNIG, Sven (2017): Fundamentalismen bedrohen den Sport. Sport als Spielball mächtiger außersportlicher Interessen. Hildesheim. Kap. 7 („Qatar als sportpolitischer Brennpunkt im südlichen Ost-West-Konflikt. Auch religiöser Fundamentalismus und westliche Antworten darauf bedrohen den internationalen Sport“); DERS. (2022): Sportpolitik ist Politik für den Sport. Begründen – Rühmen – Kritisieren: Impressionen zum angemessenen Umgang mit dem Sport. Hildesheim. 424-430 („Und noch einmal der Beispielfall Qatar“)

¹² Siehe STERNBERGER, Dolf (1986): Die Politik und der Friede. Frankfurt am Main; MÜNKLER, Herfried (1992): Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken. Frankfurt am Main

¹³ Näheres siehe in ...

zum sinngerechten Stattfinden und zur überzeugenden Entfaltung ihrer kulturellen Mission finden können.¹⁴

Es gibt sogar zahlreiche Beispiele dafür, wie unzivilisierte politische Mächte den „Schatten“ der durch Olympische Spiele gebundenen öffentlichen Aufmerksamkeit genutzt haben, um militärische Aggressionen zu starten: 1936 die Startvorbereitungen des NS-Regimes zum Eingreifen in den spanischen Bürgerkrieg auf seiten der franquistischen Putschisten; 2008 der Überfall des georgischen Präsidenten Micheil Saakaschwili auf die abtrünnigen Provinzen Abchasien und Ossetien, der dann die Gegenschlag von Putins Russland auslöste; und zuletzt 2022 genau zwischen den Olympischen und Paralympischen Spielen durch die direkte militärische Intervention Putins im Nachbarland. Dies sind exemplarische Warnungen vor einer Überschätzung des Sport als eine veritable Friedensmacht wie als eine allgemeinpolitische Macht überhaupt.

Die internationale Sport-Friedensinitiative der 1980er Jahre hingegen hat ein Beispiel dafür geboten, wie ein tatsächlich begründetes Friedensengagement aus dem Sport heraus gerechtfertigt und praktisch gestaltet werden kann: Man sah durch die implementierten atomaren Aufrüstungs-Programme im Rahmen des Kalten Krieges den internationalen Frieden als Existenzgrundlage des internationalen Sports gefährdet und protestierte „mit sportlichen Mitteln“ gegenüber der eigenen Regierung als dem direkt erreichbaren Adressaten. Engagiertes Eintreten für die Erhaltung des Friedens wird mithin ein wichtiges dauerhaftes Anliegen der Sportbewegung bleiben. Nur bedürfen auch hier entsprechende praktisch-politische Entscheidungen einer klugen Abwägung mit aus Sicht der Sportidee unaufgebbaren Prinzipien sportpolitischen Handelns.

So waren etwa die Entscheidungen des IOC, des DOSB und zahlreicher anderer Sportorganisationen über den pauschalen Ausschluss russischer Athlet*innen vom Wettkampf als Reaktion auf die russische militärische Aggression im Februar des Jahres 2022 inakzeptabel und sportpolitisch kurzsichtig, weil unvereinbar mit dem für die Legitimation des Sports unverzichtbaren, konstituierenden Antidiskriminierungs-Grundsatz, dass *allen* sportlich Qualifizierten unter Absehung von *allen* sonstigen Rücksichten der Zugang zum Wettbewerb offenstehen und offengehalten werden muss.¹⁵

Ungeachtet dieser Relativierung der Friedensambitionen des Sports auf der politischen Ebene verfügt er auf der kulturellen Ebene seiner sportpraktischen Ereignisse selbst durchaus über ein erhebliches Friedenspotential. Und zwar nicht etwa dadurch, dass die *Kampf*-Momente des Wettkampfs zurückgenommen würden, deren konsequente Ausschöpfung von allen Beteiligten bildet vielmehr den Kern des sportlichen Dramas. Aber dadurch, dass dieser Wettkampf aufgrund des gewalt-ausschließenden Regelwerks sowie aufgrund des diskriminierungsausschließenden Zugangs für alle sportlich Qualifizierten unter Absehung von allen religiösen, weltanschaulich-politischen, ethnischen und sexuellen Unterschieden, ein *Modell des friedlichen Wettstreits* abzugeben vermag.

Damit ist hier das genaue Gegenteil modelliert zu der verbreiteten militaristischen Ideologie und Propaganda, gerade aufgrund des ihm immanenten ausgeprägten Kampf-Moments dränge sich der Sport auf als besonders geeignetes Mittel der *Wehrerziehung*. Denn der Eigensinn des Sports relativiert dieses scheinbar ultimativ konfrontative Moment durch das Bewusstsein aller Beteiligten, dass der scheinbar trennende Kampf um den Sieg überfungen wird von ihrer tatsächlich verbindenden Mitwirkung an der gemeinsamen Schaffung des Sportwerks in Gestalt des Wettkampfes. Der spontane Wechsel der Bilder von Kampf auf Versöhnung unmittelbar nach dem Schlusspfiff signalisiert genau den kulturell motovierten Ausnah-

¹⁴ Siehe GÜLDENPFENNIG, Sven (2012): Macht und Ohnmacht der Sportidee. Sport im Spannungsfeld von Machbarkeit und Rechtfertigung. Hildesheim. Kap. 2 („Sport-Großereignisse: Brauchen oder bringen sie Frieden?“); DERS. (2018), a.a.O., Kap. 4 („Sport – eine Friedensmacht?“)

¹⁵ Näheres siehe in ...

mezustand, den der sportliche Kampf gegenüber dem Normalzustand des Alltagslebens bedeutet.

Das Gerede über die vermeintliche Wehrtauglichkeit des Sports ist ein Musterbeispiel für das hier verbreitet anzutreffende unzivilisierte Denken, welches dem Sport ohne Rücksicht auf dessen kulturelle Sinnstruktur alles Mögliche Außersportliche zuzuschreiben versucht. Wenn überhaupt, dann ist es ein Element des Sports im *weiten* Sinne, das hier zum Tragen kommt, nämlich das gleichsam vor-sportliche Moment der *Körperertüchtigung*, welches nicht mehr als eine Voraussetzung für Erfolg beim Sport im engen Sinne, aber nicht dessen Sinnkern ausmacht. Das *Kampf*-Moment hingegen ist in seiner Anwendung im Sport und im Krieg diametral entgegengesetzt motiviert: im Sport durch das Ziel der *nur symbolischen Besiegung eines unbeschädigten Gegners*, im Krieg auf dessen *reale Vernichtung*.

Das Friedenspotential des Sports manifestiert sich darüber hinaus keineswegs primär darin, dass er seinen Autonomieanspruch in der letztlich nur plakativen Parteinahme in allgemeinenpolitischen Konflikten aufreißt, sondern darin, dass er seine Ereignisse durch alle politischen Untiefen hindurchzusteuern versucht und so seine kulturelle Widerständigkeit verteidigt.

Sicher: Auch im Sport herrschen bisweilen kriegsähnliche Zustände. Selten unter den Akteuren auf dem Platz, wenn Schiedsgerichte die Kontrolle über das Spiel verlieren und so die Balance der legitimen spielerischen Aggression umschlagen kann in manifeste Gewalt. Häufiger unter dem Publikum neben dem Platz, wenn die Akteure des Spiels verwechselt werden mit Kampftruppen für die Ehre der „eigenen“ lokalen oder nationalen Seite und man meint, sich als deren Hilfstruppen selbst rekrutieren und in die Schlacht stürzen zu müssen. Eine bislang völlig vernachlässigte Aufgabe von Schule, Vereinen, Verbänden und Medien wird folglich künftig in einer Art Publikumsaufklärung und Sporterziehung darüber bestehen müssen, dass unbedingte Parteinahme für eine der an der Schaffung des Sportwerks beteiligten Seiten nichts mit der Sportidee zu tun hat.

(11) *Sporttypischer Fortschritt besteht primär in der Konservierung und Fortschreibung seines Eigensinns*: Maßgebliche Prämisse der Argumentation, die ich vorgetragen habe, ist die im öffentlichen Sportdiskurs vernachlässigte Tatsache, dass eine (hoffentlich) rechtsstaatlich, demokratisch und sozial verfasste Gesellschaft nicht nur eine politische Gemeinschaft, sondern stets zugleich (und gleichrangig!) auch eine *Kultur*-Gesellschaft ist und hinreichende mentale, materielle und institutionelle Spiel- und Gestaltungsräume für deren lebendige Entfaltung schafft und nachhaltig gewährleistet. Diese Sicht setzt einen deutlichen Gegenakzent gegen die vorherrschenden Wahrnehmungen, die der Sport als moralischer, pädagogischer, ökonomischer oder politischer Akteur in der Gegenwartsgesellschaft und auch mit Ausblick in die Zukunft erfährt.

Über die angesprochenen Aspekte hinaus wären ferner die folgenden Stichworte ein lohnender Gegenstand von Mutmaßungen über mögliche, wahrscheinliche oder auch wünschenswerte Zukunftsszenarien – wobei Zukunft keineswegs gleichbedeutend mit radikaler Veränderung oder mit Fortschritt sein muss. Denn Fortschritt ist ohnehin keine genuin ästhetisch-kulturelle Kategorie. Auch die Strukturmerkmale des Handlungsmusters Sport im engen Sinne selbst weisen *quasi-konservative*, ja sogar *quasi-archaische Beharrungstendenzen* auf¹⁶: Entgegen des vordergründigen Eindrucks, dass der Sport Inbegriff des technologisch getriebenen Immer-weiter-Fortschreitens sei, beharrt dieses Handlungsmuster vor allem auf den Grenzen, die den am Wettkampf Beteiligten – als personales Duell ohnehin scheinbar aus der Zeit gefallen! – durch die strikte Auflage gesetzt sind, nur das dem individuellen psychophysischen menschlichen Körper Mögliche unter weitestgehender Neutralisierung von technologisch-pharmakologischen Steigerungsfaktoren (Techno- bzw. Pharmaka-Doping) zum Einsatz zu bringen.

¹⁶ Näheres dazu siehe in GÜLDENPFENNIG, Sven (2015): *Weltsport in der Weltpolitik. Über die Autonomie und Abhängigkeit des Sports*. Hildesheim. 30-42 („Weltsport“)

Deshalb machen sie, mit allenfalls marginalen Fortentwicklungen, je individuell und seit vielen Generationen immer dasselbe, auch wenn sich oberflächlich gesehen die Bilder von heute sehr drastisch von denen zu unterscheiden scheinen, die wir wieder anlässlich des Todes von Uwe Seeler oder etwa 1954 nach dem Finale im regnerischen Berner Wankdorf-Stadion von Fritz Walter gesehen haben. Diese „ewige“ Wiederkehr das im Kern Immergleichen finden wir auch in anderen performativen Künsten wie etwa in der Musik des klassischen Fachs, wo neben manchen kompositorischen und instrumentalen Neuschöpfungen auch immer wieder Brahms‘ 4. Sinfonie und Dvořáks Violinkonzert aufgeführt werden, also ein Konservatismus gepflegt wird, der jedoch gerade keine Verarmung, sondern eine entscheidende Bereicherung der menschlichen Welt bedeutet. Dass Sport heute im digitalen Zeitalter sogar in Form virtuellen Gamings möglich ist, bei dem realer Sport nur noch mittels der Augen-Finger-Verbindung nachgespielt und der übrige Körper weitgehend deaktiviert wird, tritt nur ergänzend *neben* den traditionellen realen Sport, sollte aber und wird ihn voraussichtlich keinesfalls *ersetzen*.

Es ist folglich überhaupt nicht meine Absicht, weil es der Sache des Sports nicht angemessen wäre, hier ein Science-Fiction-Szenario entwerfen zu wollen. Die künftigen Aufgaben in diesem Feld werden eher darin bestehen, unter sich absehbar verengenden sozioökonomischen und vor allem sozioökologischen Bedingungen weiterhin die Räume offenzuhalten sowie die ideellen und materiellen Ressourcen zu erhalten, welche für die individuelle sportliche Selbstentfaltung der Menschen – und möglichst aller Menschen – erforderlich sind. Denn die Zeichen an der Wand, die unter den Bedingungen insbesondere der Klima- und weiterer Großkrisen von dem Zwang zu Einschränkungen unseres Ressourcenverbrauchs und unseres Konsumverhaltens künden, sind ja unübersehbar. Und es besteht dabei die Gefahr, dass scheinbar luxuriöse Güter wie die materiell nicht notwendigen kulturellen Betätigungen, und so auch der Sport, zu den ersten Opfern entsprechender Restriktionen gehören könnten. Solchen Tendenzen gilt es mit Entschiedenheit die Einsicht entgegenzuhalten, dass gerade auch Kulturgüter „Lebensmittel“ sind, welche unsere Lebenswelt erst zu einer menschlichen Welt machen.

Zu diesem sachlich gebotenen „konservativen Impetus“, welcher auf der *sportpraktischen* Ebene in der kulturellen Struktur des sportlichen Handlungsmusters angelegt ist und der eher auf Erhaltung seiner traditionellen Betriebsformen als auf eine radikale Neuerfindung drängt, gehört auf der *institutionellen* Ebene ein ähnlicher Erhaltungs- statt Umwälzungs-Impuls, was die Grundverfassung der Sportorganisationen betrifft. Entgegen der suggestiven Wirksamkeit der öffentlichen Sportkritik, die aus den – selbstverständlich kritik- und korrekturbedürftigen! – allgegenwärtigen korruptiven Fehlentwicklungen den Schluss nahelegen scheint, dieser Sumpf sei nur dadurch trockenulegen, dass man den gesamten verkommenen institutionellen Apparat in die Luft sprengt¹⁷, gibt es gute Gründe dafür, nicht auf die unverhältnismäßigen medialen Überdramatisierungen der Fehlentwicklungen des „Systems“ hereinzufallen, sondern auch hier eher auf eine grundsätzliche *Erhaltung* der sub- bzw. außerstaatlichen Struktur des organisatorischen Apparats zu setzen.

Denn trotz ihrer unübersehbaren Anfälligkeit für individuellen oder kollektiven Missbrauch dürften sie weiterhin eher die kulturelle Autonomie des Feldes aufrechtzuerhalten vermögen, als wenn es unter allgemeinpolitische Diktate durch die Unterstellung unter direkte staatliche Aufsicht oder unter rein ökonomische Profitkalküle privatwirtschaftlicher Unternehmensstrukturen geriete. Ebendiese beiden Möglichkeiten aber wären die absehbaren Alternativen, vor denen die künftige Sportentwicklung stünde. Schon die historische Arbeiterbewegung – und auch hier trifft sie sich mit weltweiten Entsprechungen innerhalb der Sportbewe-

¹⁷ Zur Beurteilung der entsprechenden öffentlichen Auseinandersetzung siehe GÜLDENPFENNIG (2015), a.a.O., Kap. 5 („Globale Sportpolitik: Das Beispiel FIFA. Schauermärchen aus Tausendundeinem Korruptions-Verdacht. Eine Gegenpolemik“) und Kap. 6 („Sportpolitik ist ein schmutziges Geschäft. Wie es zum Sturz des Joseph Blatter kam. Ein Stück aus dem Tollhaus“)

gung – wusste aus Erfahrung, dass von diesen beiden Seiten kaum Gutes zu erwarten war, und hat deshalb vor allem auf *Selbstorganisation* gesetzt. Und auch der Sport wäre gut beraten, an diesem Prinzip des Primats der *Eigenverantwortung* festzuhalten. Aufgrund der zahlreichen Schwachstellen, die auch die Präferenz für dieses System aufweist, haben wir hier den klassischen Fall nicht etwa einer Ideallösung, sondern der Entscheidung für das kleinere Übel.

Denn es spricht viel dafür, dass der Sport als Kulturgut unter dessen „mildem Diktat“ in allen seinen vielfältigen Facetten besser leben kann als unter der gleichmacherischen Fuchtel der kulturpolitisch oft unterbelichteten Staaten oder unter den meist dominanten, einseitig profitorientierten Begehrlichkeiten und damit kulturell selektiven Prioritätensetzungen des Kapitals.